

Diana Gabaldon
ECHO DER HOFFNUNG

Diana Gabaldon

ECHO DER HOFFNUNG

Roman

Deutsch von Barbara Schnell

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»An Echo in the Bone« bei Delacorte Press,
Random House, Inc., New York.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch FSC-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Diana Gabaldon
Published in arrangement with the author, c/o Baror International, Inc.,
Armonk, New York, USA.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by Blanvalet Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7645-0303-1

www.blanvalet.de

Für die Hunde in meinem Leben

Penny Louise

Tipper John

John

Flip

Archie und Ed

Tippy

Spots

Emily

Ajax

Molly

Gus

Homer und JJ



INHALT



Prolog

9

ERSTER TEIL *Die Wasser trüben sich*

11

ZWEITER TEIL *Blut, Schweiß und saure Gurken*

79

DRITTER TEIL *Privatier*

299

VIERTER TEIL *Zusammentreffen*

427

FÜNFTER TEIL *Am Rand des Abgrunds*

539

SECHSTER TEIL

Die Heimkehr

761

SIEBTER TEIL

... wird Sturm ernten

879

DANKSAGUNG

1003

ANMERKUNGEN DER AUTORIN

1007



PROLOG



Der menschliche Körper ist erstaunlich flexibel. Ebenso die Seele. Doch es gibt Erlebnisse, von denen keine Rückkehr möglich ist.

Glaubst du das, *a nighean*? Gewiss, ein Körper ist schnell verstümmelt, und eine Seele kann verkümmern – doch jeder Mensch hat auch etwas, das niemals zerstört werden kann.

 ERSTER
TEIL 

DIE WASSER TRÜBEN SICH



MANCHMAL SIND SIE WIRKLICH TOT

*Wilmington in der Kolonie North Carolina
Juli 1776*

Der Kopf des Piraten war verschwunden. William hörte, wie einige Zaungäste nebenan auf dem Kai darüber spekulierten, ob er wohl noch einmal auftauchen würde.

»Näh, der is' für immer weg«, sagte ein zerlumpter Mulatte und schüttelte den Kopf. »Holt ihn nicht der Alligator, tut's das Wasser.«

Ein Siedler aus dem Hinterland schob sich den Kautabak in die Backentasche und spuckte ins Wasser. Er war anderer Meinung.

»Nein, der hält bestimmt noch ein, zwei Tage. Das Geknorpel, das den Kopf festhält, trocknet in der Sonne aus. Wird so hart wie Eisen. Hab's schon oft bei Tierkadavern gesehen.«

William sah, wie Mrs. MacKenzie den Blick rasch auf den Hafen richtete und dann wieder abwandte. Sie sah blass aus, dachte er, und stellte sich etwas anders hin, sodass sie die Männer und die braune Flut nicht mehr sehen konnte – auch wenn tatsächlich *Flut* herrschte und die Leiche, die an einen Pflock gebunden war, natürlich nicht zu erkennen war. Der Holzpflock jedoch ragte aus dem Wasser und erinnerte die Zuschauer auf grimmige Weise daran, welchen Preis das Verbrechen hatte. Man hatte den Piraten vor einigen Tagen dort draußen im Watt angebunden, damit er ertrank, wenn das Wasser stieg, und die Hartnäckigkeit, mit der seine verwesende Leiche an Ort und Stelle verweilte, beherrschte das Tagesgespräch.

»Jem!«, rief Mr. MacKenzie laut und stürzte an William vorbei, um seinem Sohn nachzusetzen. Der kleine Junge, der das rote Haar seiner Mutter hatte, war davonspaziert, um dem Gespräch der Männer zuzuhören, und beugte sich nun an einen Poller geklammert gefährlich über das Wasser hinaus, weil er den toten Piraten sehen wollte.

Mr. MacKenzie packte den Jungen am Kragen, zog ihn an sich und nahm ihn mit Schwung in die Arme, obwohl sich der Junge wehrte und den Hals in Richtung des sumpfigen Hafens reckte.

»Ich will sehen, wie der Walligator den Piraten frisst, Papi!«

Die Gaffer lachten, und selbst MacKenzie lächelte schwach, obwohl sein Läch-

cheln verschwand, als er den Blick auf seine Frau richtete. Im nächsten Moment stand er an ihrer Seite und hatte ihr die Hand unter den Ellbogen gelegt.

»Ich glaube, wir müssen gehen«, sagte MacKenzie und setzte sich seinen Sohn auf die Hüfte, um seine Frau besser stützen zu können, deren Bestürzung nicht zu übersehen war. »Leutnant Ransom – ich meine Lord Ellesmere –«, verbesserte er sich mit einem entschuldigenden Lächeln in Williams Richtung, »– hat doch gewiss noch andere Verpflichtungen.«

Das stimmte; William war mit seinem Vater zum Essen verabredet. Doch sein Vater wollte sich mit ihm in dem Wirtshaus auf der anderen Kaiseite treffen, daher konnte er ihn unmöglich verfehlen. Das sagte William auch, und er drängte sie zu bleiben, denn er genoss ihre Gesellschaft sehr – vor allem die Gesellschaft Mrs. MacKenzies –, doch obwohl ihre Gesichtsfarbe jetzt gesünder wirkte, lächelte sie bedauernd und tätschelte das Häubchen des Babys auf ihrem Arm.

»Nein, wir müssen aufbrechen.« Sie richtete ihre Augen auf ihren Sohn, der immer noch darum kämpfte, wieder auf den Boden gelassen zu werden, und William sah, wie ihr Blick zum Hafen und dem Pfosten huschte, der finster aus der Flut ragte. Dann riss sie sich entschlossen davon los und wandte sich stattdessen an William. »Die Kleine wacht auf; sie wird Hunger haben. Aber es war wirklich schön, Euch kennenzulernen. Ich wünschte, wir könnten uns noch länger unterhalten«, sagte sie mit der größten Aufrichtigkeit und berührte dabei sacht seinen Arm, was ein angenehmes Gefühl in seiner Magenröhre auslöste.

Inzwischen schlossen die Gaffer Wetten darauf ab, ob der untergetauchte Kopf noch einmal erscheinen würde, obwohl es nicht so aussah, als hätte einer von ihnen auch nur einen Groschen dabei.

»Zwei gegen eins, dass er bei Ebbe noch da ist.«

»Fünf gegen eins, dass der Rest noch da ist, nur der Kopf nicht. Ist mir egal, was du über den Knorpel erzählt hast, Lem, aber als die Flut gekommen ist, hat der Kopf nur noch an einem Faden gehangen. Spätestens bei der nächsten Flut ist er weg.«

In der Hoffnung, dieses Gespräch zu übertönen, begann William, sich ausführlich zu verabschieden. Dabei ging er so weit, Mrs. MacKenzie in bester höfischer Manier die Hand zu küssen – und ließ sich sogar dazu hinreißen, dem Baby einen Kuss auf den Kopf zu drücken, was sie alle zum Lachen brachte. Mr. MacKenzie warf ihm zwar einen ausgesprochen seltsamen Blick zu, schien aber keinen Anstoß daran zu nehmen und schüttelte ihm nach Republikanersitte die Hand – und trieb den Scherz dann sogar noch weiter, indem er seinen Sohn auf den Boden stellte und dem kleinen Jungen auftrug, ihm ebenfalls die Hand zu schütteln.

»Habt Ihr schon einmal jemanden umgebracht?«, erkundigte sich der Junge und richtete den Blick neugierig auf Williams Paradeschwert.

»Nein, noch nicht«, erwiderte William lächelnd.

»Mein Großvater hat schon zwei Dutzend Männer umgebracht!«

»Jemmy!«, sagten seine Eltern wie aus einem Munde, und der kleine Junge zog die Schultern bis zu den Ohren hoch.

»Aber es *stimmt* doch!«

»Oh, er ist bestimmt ein tapferer und gefährlicher Mann, dein Großvater«, versicherte William dem Kleinen ernst. »Solche Männer kann der König immer gut brauchen.«

»Mein Opa sagt, der König kann ihm den Buckel herunterrutschen«, erwiderte der Junge nüchtern.

»JEMMY!«

Mr. MacKenzie hielt seinem redseligen Nachwuchs die Hand vor den Mund.

»Du weißt genau, dass dein Opa das nicht gesagt hat!«, rügte Mrs. MacKenzie. Der kleine Junge nickte zustimmend, und sein Vater zog die knebelnde Hand wieder fort.

»Nein. Aber Oma hat es gesagt.«

»Tja, das kann schon eher sein«, murmelte Mr. MacKenzie, der sich sichtlich bemühte, nicht zu lachen. »Aber so etwas sagt man nicht zu einem Soldaten – Soldaten arbeiten doch für den König.«

»Oh«, sagte Jemmy, der das Interesse an dem Thema verlor. »Geht die Flut jetzt wieder?«, fragte er hoffnungsvoll und reckte den Hals noch einmal in Richtung des Hafens.

»Nein«, sagte Mr. MacKenzie bestimmt. »Das dauert noch Stunden. Dann bist du längst im Bett.«

Mrs. MacKenzie lächelte William entschuldigend zu, die Wangen ebenso verlegen wie entzückend gerötet, und dann entfernte sich die Familie hastig. William blieb stehen, hin und her gerissen zwischen Gelächter und Bestürzung.

»He, Ransom!«

Beim Klang seines Namens wandte er sich um und sah sich Harry Dobson und Colin Osborn gegenüber, zwei Oberleutnants aus seinem Regiment, die offensichtlich ihren Dienstpflichten entronnen waren und nun darauf brannten, die Fleischöpfe Wilmingtons zu kosten – sofern vorhanden.

»Wer ist denn das?« Dobson blickte den Davoneilenden neugierig nach.

»Ein gewisser Mr. und Mrs. MacKenzie. Freunde meines Vaters.«

»Oh, sie ist verheiratet?« Dobson, der die Frau immer noch beobachtete, zog die Wangen ein. »Nun, das macht es natürlich etwas schwieriger, aber was ist das Leben schon ohne die Herausforderung?«

»Herausforderung?« William warf seinem alles andere als hochgewachsenen Freund einen zynischen Blick zu. »Ihr Mann ist ungefähr dreimal so groß wie du, falls dir das nicht aufgefallen ist.«

Osborn lachte, und sein Gesicht lief rot an.

»Und sie ist *doppelt* so groß wie er! Sie würde dich erdrücken, Dobby.«

»Und wie kommst du darauf, dass ich vorhabe, unten zu liegen?«, erkundigte sich Dobson würdevoll. Osborn johlte los.

»Warum bist du nur so von Riesinnen besessen?«, wollte William wissen. Er

warf noch einen Blick auf die kleine Familie, die nun am Ende der Straße fast nicht mehr zu sehen war. »Diese Frau ist doch fast so groß wie ich!«

»Ja, reiß mir nur richtig unter die Nase!« Osborn, der den eins fünfzig großen Dobson zwar überragte, aber immer noch einen Kopf kleiner war als William, trat scherzhaft nach dessen Knie. William wich dem Tritt aus und knuffte Osborn, der sich duckte und ihn gegen Dobson schubste.

»Meineherrn!« Sergeant Cutters drohende Cockneytöne ließen sie innehalten. Auch wenn sie ranghöhere Positionen bekleideten als der Sergeant, hätte keiner von ihnen es gewagt, diesen darauf hinzuweisen. Das gesamte Bataillon erzitterte vor Sergeant Cutter, der zwar älter als der Herrgott war und ungefähr so groß wie Dobson, dessen Zwergenkörper jedoch die Rage eines ausgewachsenen Vulkans kurz vor dem Ausbruch beherbergte.

»Sergeant!« Leutnant William Ransom, Graf von Ellesmere und der älteste der drei, richtete sich kerzengerade auf und presste das Kinn in seinen Kragen. Hastigst folgten Osborn und Dobson seinem Beispiel.

Cutter schritt vor ihnen auf und ab wie ein Leopard auf der Pirsch. Man konnte fast sehen, wie er mit dem Schwanz zuckte und sich erwartungsfroh die Schnurrhaare leckte, dachte William. Darauf zu warten, dass er zubiss, war fast schlimmer als die eigentliche Attacke.

»Wo sind eigentlich Eure Männer?«, fauchte Cutter. »Meine *Herrn*?«

Osborn und Dobson begannen sofort, sich stotternd zu erklären, doch Leutnant Ransom war – ausnahmsweise – unschuldig wie ein Lamm.

»Meine Männer bewachen den Gouverneurspalast, unter Leutnant Colson. Ich wurde freigestellt, Sergeant, um mit meinem Vater zu dinieren«, sagte er respektvoll. »Von Sir Peter.«

Sir Peter Packers Name wirkte für gewöhnlich Wunder, und auch Cutter verschlug es die Sprache. Zu Williams großer Überraschung war es jedoch nicht Sir Peters Name, der diese Reaktion ausgelöst hatte.

»Euer Vater?«, sagte Cutter blinzelnd. »Das ist doch Lord John Grey, oder?«

»Äh ... ja«, erwiderte William vorsichtig. »Kennt ... Ihr ihn?«

Bevor Cutter antworten konnte, öffnete sich die Tür einer nahe gelegenen Gastwirtschaft, und Williams Vater kam heraus. William lächelte hocheifrig über sein rechtzeitiges Erscheinen, unterdrückte das Lächeln jedoch rasch, als sich der stechende Blick des Sergeanten auf ihn heftete.

»Grinst mich nicht so an, Affengesicht«, begann der Sergeant in bedrohlichem Ton, wurde jedoch unterbrochen, als ihm Lord John vertraulich auf die Schulter klopfte – etwas, das keiner der drei jungen Leutnants je gewagt hätte, nicht einmal gegen Bezahlung.

»Cutter!«, sagte Lord John mit einem herzlichen Lächeln. »Ich habe diesen Wohlklang gehört und mir gedacht, verdammt, wenn das nicht Sergeant Aloysius Cutter ist! Es kann sonst keinen Menschen unter der Sonne geben, der sich derart nach einer Bulldogge anhört, die eine Katze verschluckt hat und dabei keinen Schaden genommen hat.«

»Aloysius?«, hauchte Dobson William zu, doch William grunzte nur kurz. Ein Achselzucken kam nicht in Frage, da sein Vater seine Aufmerksamkeit nun auf ihn gerichtet hatte.

»William«, sagte er und nickte freundlich. »Wie pünktlich du doch bist. Bitte entschuldige meine Verspätung; ich wurde aufgehalten.« Bevor ihm William jedoch die anderen vorstellen konnte, hatte er sich schon daran gemacht, gemeinsam mit Sergeant Cutter von den guten alten Zeiten zu schwärmen, die sie mit General Wolfe vor Quebec erlebt hatten.

Dies gestattete es den drei jungen Offizieren, sich ein wenig zu entspannen – was in Dobsons Fall bedeutete, seinen anfänglichen Gesprächsfaden wieder aufzunehmen.

»Du sagst, die kleine Rothaarige ist eine Bekannte deines Vaters?«, flüsterte er William zu. »Warum fragst du ihn nicht, wo sie wohnt?«

»Idiot!«, zischte Osborn. »Sie ist ja nicht einmal hübsch! Ihre Nase ist so lang wie – wie – wie Willies!«

»So hoch konnte ich nicht sehen«, sagte Dobson grinsend. »Aber ihre Titten waren genau auf Augenhöhe, und *die* ...«

»Esel!«

»Psst!« Osborn trat Dobson auf den Fuß, um ihn zum Schweigen zu bringen, denn Lord John wandte sich wieder den jungen Männern zu.

»Stellst du mich deinen Freunden vor, William?«, erkundigte sich Lord John höflich. Das tat William – der dunkelrot angelaufen war, wusste er doch, dass sein Vater trotz seiner Erlebnisse bei der Artillerie messerscharf hörte –, und Osborn und Dobson verneigten sich ehrfurchtsvoll. Ihnen war nicht klar gewesen, wer sein Vater war, und William war einerseits stolz, dass sie beeindruckt waren, und ein wenig bestürzt, dass sie seine Verwandtschaft mit Lord John herausgefunden hatten – bis zum morgigen Abendessen würde das ganze Bataillon davon wissen. Nicht dass Sir Peter es nicht ohnehin wusste, aber dennoch –

Er nahm seine Gedanken zusammen, weil er begriff, dass sich sein Vater gerade in ihrer beider Namen verabschiedete, und erwiderte Sergeant Cutters Salut – hastig, aber in vollendeter Ausführung –, bevor er seinem Vater nacheilte und Dobby und Osborn ihrem Schicksal überließ.

»Ich habe gesehen, wie du mit Mr. und Mrs. MacKenzie gesprochen hast«, sagte Lord John beiläufig. »Ich hoffe, es geht ihnen gut?« Er blickte suchend am Kai entlang, doch die MacKenzies waren längst außer Sichtweite.

»Anscheinend ja«, sagte Willie. Er würde *nicht* fragen, wo sie wohnten, aber die junge Frau hatte einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Er hätte nicht sagen können, ob sie hübsch war oder nicht, doch ihre Augen waren ihm aufgefallen – ein herrliches Dunkelblau mit langen, kastanienbraunen Wimpern –, und sie hatten sich mit einer Intensität auf ihn gerichtet, die ihm das Herz bis in den letzten Winkel wärmte. Ihre Körpergröße war natürlich grotesk, aber – was dachte er sich nur? Die Frau war verheiratet – und hatte Kinder! Und obendrein hatte sie rote Haare!

»Bist du schon lange mit ihnen – äh – bekannt?«, fragte er und dachte dabei an die verblüffend perversen politischen Überzeugungen, die in dieser Familie offenbar vorherrschten.

»Eine ganze Weile. Sie ist die Tochter eines meiner ältesten Freunde, Mr. James Fraser. Erinnerst du dich vielleicht an ihn?«

William runzelte die Stirn, konnte den Namen aber nicht einordnen – sein Vater hatte Tausende von Freunden, wie sollte er ...

»Oh!«, sagte er. »Du meinst gar keinen englischen Freund. War es nicht ein Mr. Fraser, den wir damals in den Bergen besucht haben, als du an den – an den Masern erkrankt bist?« Bei dem Gedanken an diese entsetzliche Zeit wurde ihm flau im Magen. Die Reise durch die Berge war ein einziger Nebel des Elends gewesen; nur einen Monat zuvor war seine Mutter gestorben. Dann hatte sein Vater die Masern bekommen, und William war fest überzeugt gewesen, dass er ebenfalls sterben würde. In seinem Kopf war kein Platz für irgendetwas anderes als Angst und Schmerz gewesen, und ihm waren nur ein paar verworrene Eindrücke von diesem Besuch geblieben. Er erinnerte sich dumpf, dass Mr. Fraser mit ihm fischen gegangen war und dass er freundlich zu ihm gewesen war.

»Ja«, sagte sein Vater mit einem halben Lächeln. »Ich bin gerührt, Willie. Ich hätte gedacht, dass du dich eher wegen deines eigenen Missgeschicks an diesen Besuch erinnerst als wegen des meinen.«

»Missgeschick –« Die Erinnerung stürmte auf ihn ein, gefolgt von einer Hitzewelle, die heißer war als die schwüle Sommerluft. »Besten Dank! Es war mir gelungen, das zu vergessen, bis du es erwähnt hast!«

Sein Vater lachte so schallend, dass er sich vor Heiterkeit bog.

»Bedaure, Willie«, sagte er schließlich keuchend und wischte sich mit dem Taschentuch über die Augen. »Ich kann nichts dagegen tun; es war wirklich das – das – o Gott, ich werde den Anblick nie vergessen, als wir dich aus dem Abort gezogen haben!«

»Du weißt genau, dass es ein Unfall war«, sagte William steif. Seine Wangen brannten bei dem Gedanken an diese Peinlichkeit. Wenigstens war Frasers Tochter nicht dabei gewesen und hatte seine Erniedrigung nicht mit angesehen.

»Ja, natürlich. Aber –« Sein Vater hielt sich das Taschentuch vor den Mund, und seine Schultern bebten lautlos.

»Du kannst gern aufhören zu gackern«, sagte William beleidigt. »Wohin zum Teufel gehen wir überhaupt?« Sie hatten das Ende des Kais erreicht, und sein Vater – der immer noch prustete wie ein Schwertwal – bog jetzt in eine der ruhigen, von Bäumen gesäumten Straßen ein und ließ die Wirtshäuser am Hafen hinter sich.

»Wir speisen mit einem gewissen Hauptmann Richardson«, sagte sein Vater, der sich mit sichtlicher Mühe zusammenriss. Er hustete, putzte sich die Nase und steckte das Taschentuch ein. »Im Haus eines gewissen Mr. Bell.«

Mr. Bells Haus war weiß verputzt, gepflegt und wohlhabend, ohne prahlend zu wirken. Hauptmann Richardson wirkte ganz ähnlich; er war in den

mittleren Jahren, gepflegt und gut gekleidet, jedoch ohne sichtlichen Stil, und sein Gesicht hätte man zwei Minuten nach der ersten Begegnung in keiner Menschenansammlung mehr wiedergefunden.

Die beiden jungen Damen des Hauses machten da schon größeren Eindruck, vor allem die jüngere, Miriam, aus deren Häubchen honigfarbene Locken hervorlugten und deren große, runde Augen während des gesamten Essens nicht von William wichen. Sie saß zu weit von ihm entfernt, als dass er sich direkt mit ihr hätte unterhalten können, doch er ging davon aus, ihr mit Hilfe der Sprache seiner Augen vermitteln zu können, dass die Faszination auf Gegenseitigkeit beruhte, und falls sich später die Gelegenheit zu einem Gespräch unter vier Augen ergab ...?

Ein Lächeln; die honigfarbenen Wimpern senkten sich züchtig, gefolgt von einem raschen Blick in Richtung einer geöffneten Tür, die Luft von der Veranda hereinließ.

»Meinst du nicht auch, William?«, fragte sein Vater. Seine Lautstärke deutete darauf hin, dass er die Frage bereits zum zweiten Mal stellte.

»Oh, gewiss. Äh ... was genau?«, fragte er, da es schließlich Papa war, nicht sein Befehlshaber. Sein Vater warf ihm einen Blick zu, der ausdrückte, dass er die Augen verdreht hätte, wenn sie sich nicht in Gesellschaft befunden hätten, doch er antwortete ihm geduldig.

»Mr. Bell hat sich erkundigt, ob Sir Peter die Absicht hat, lange in Wilmington zu bleiben.« Mr. Bell, der auf der anderen Seite neben Lord John saß, verneigte sich freundlich, obwohl William beobachtete, wie er mit zusammengekniffenen Augen in Miriams Richtung blickte. Vielleicht war es ja besser, ihr morgen seine Aufwartung zu machen, wenn Mr. Bell seinen Geschäften nachging.

»Oh. Ich glaube, dass wir nur kurz hierbleiben, Sir«, sagte er respektvoll zu Mr. Bell. »Wenn ich es richtig verstehe, gibt es vor allem im Hinterland Unruhen, daher werden wir gewiss ohne Zögern aufbrechen, um sie niederzuwerfen.«

Das schien Mr. Bell zu freuen, obwohl William aus dem Augenwinkel sah, wie Miriam ihren hübschen Mund verzog, als sie von seiner unmittelbar bevorstehenden Abreise hörte.

»Gut, gut«, sagte Bell jovial. »Gewiss werden auf dem Marsch Hunderte von Loyalisten zu Euch stoßen.«

»Ohne Zweifel, Sir«, murmelte William und aß noch einen Löffel Suppe. Er bezweifelte, dass Mr. Bell zu ihnen zählen würde. Er sah nicht aus wie ein Mann, der viel marschierte. Außerdem würde den Soldaten der Beistand unzähliger unausgebildeter, mit Schaufeln bewaffneter Provinzler ohnehin keine Hilfe sein, doch das konnte er ja kaum laut aussprechen.

Während William versuchte, Miriam zu beobachten, ohne sie direkt zu fixieren, fing er stattdessen ein Blick ab, der zwischen seinem Vater und Hauptmann Richardson hin und her huschte, und erst jetzt begann er sich zu wundern. Sein Vater hatte ausdrücklich gesagt, dass sie mit Hauptmann Richardson dinieren

würden – also war die Begegnung mit dem Hauptmann der eigentliche Zweck des Abends. Warum?

Dann fiel ihm Miss Lillian Bell auf, die ihm gegenüber saß, neben seinem Vater, und er dachte nicht länger an Hauptmann Richardson. Dunkeläugig, hochgewachsener und schlanker als ihre Schwester – jedoch wirklich eine sehr hübsche junge Frau, wie ihm plötzlich klar wurde.

Als sich die Männer nach dem Essen auf die Veranda zurückzogen, überraschte es William nicht, sich am einen Ende neben Hauptmann Richardson wiederzufinden, während sein Vater am anderen Ende Mr. Bell in ein angeregtes Gespräch über die Teerpreise verwickelte. Papa konnte sich mit jedem Menschen über alles Mögliche unterhalten.

»Ich möchte Euch einen Vorschlag unterbreiten, Leutnant«, sagte Richardson, nachdem sie die üblichen Höflichkeiten ausgetauscht hatten.

»Ja, Sir«, sagte William respektvoll. Er wurde zunehmend neugierig. Richardson war Dragonerhauptmann, befand sich jedoch im Moment nicht bei seinem Regiment; so viel hatte er bereits während des Essens preisgegeben und beiläufig fallen gelassen, er befinde sich auf einem Sonderauftrag. Doch was für ein Sonderauftrag?

»Ich weiß nicht, wie viel Euch Euer Vater über meine Mission erzählt hat.«

»Gar nichts, Sir.«

»Ah. Ich bin damit beauftragt, im Südlichen Department Nachrichten zu sammeln. Nicht dass ich das Kommando über derartige Operationen hätte, versteht Ihr –« Der Hauptmann lächelte bescheiden. »Ich bin nur ein kleiner Teil davon.«

»Ich ... bin mir des großen Wertes solcher Operationen bewusst, Sir«, sagte William, um Diplomatie bemüht, »doch ich – das heißt, was mich selbst angeht –«

»Ihr habt kein Interesse an der Spionage. Nein, natürlich nicht.« Es war dunkel auf der Veranda, aber der trockene Ton des Hauptmanns war nicht zu überhören. »Das haben nur wenige Männer, die sich als Soldaten betrachten.«

»Es war nicht als Beleidigung gemeint, Sir.«

»So habe ich es auch nicht aufgefasst. Ich habe nicht vor, Euch als Spion zu rekrutieren – das ist ein delikates Amt, das einiges an Gefahr mit sich bringt –, sondern als Boten. Solltet Ihr dabei allerdings die Gelegenheit bekommen, Euch als Spitzel zu betätigen – nun, das wäre ein zusätzlicher Beitrag, der großen Beifall finden würde.«

William spürte, wie ihm bei der Andeutung, er könne weder mit delikaten noch mit gefährlichen Situationen umgehen, das Blut ins Gesicht stieg, doch er beherrschte sich und sagte nur: »Oh?«

Allem Anschein nach hatte der Hauptmann wichtige Informationen über die Zustände in Carolina zusammengetragen, die er nun dem Kommandeur des Nördlichen Departments zukommen lassen musste – General Howe, der sich gegenwärtig in Halifax befand.

»Natürlich werde ich mehr als einen Boten schicken«, sagte Richardson. »Und ebenso natürlich geht es auf dem Seeweg schneller – aber ich hätte gern mindestens einen Boten, der über Land reist, einerseits aus Sicherheitsgründen und andererseits, um *en route* weitere Beobachtungen anzustellen. Euer Vater ist voll des Lobes über Eure Fähigkeiten, Leutnant.« Hörte er da einen Hauch von Belustigung in der staubtrockenen Stimme? »Und ich habe gehört, dass Ihr North Carolina und Virginia ausgiebig bereist habt. Das ist sehr viel wert. Ihr könnt sicher nachvollziehen, dass ich nicht wünsche, dass mein Bote auf Nimmerwiedersehen im Dismal-Sumpf verschwindet.«

»Haha«, machte William höflich, da er dies für einen Scherz hielt. Hauptmann Richardson war mit Sicherheit noch nie in der Nähe des Great-Dismal-Sumpfes gewesen; William hingegen schon, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, dass irgendein vernünftiger Mensch diesen Weg absichtlich wählen würde, es sei denn, um zu jagen.

Auch erfüllte ihn Richardsons Vorschlag mit großer Skepsis – doch noch während er sich einredete, dass er gar nicht erst daran denken sollte, seine Männer zu verlassen, sein Regiment ... hatte er bereits eine romantische Vision seiner selbst vor Augen, allein in der endlosen Wildnis, in Sturm und Gefahr mit wichtigen Neuigkeiten unterwegs.

Wichtiger jedoch war, was ihn am anderen Ende der Reise erwartete.

Richardson ahnte, dass diese Frage kommen würde, und antwortete, bevor er sie aussprechen konnte.

»Dort im Norden könntet Ihr Euch dann – falls es beliebt – General Howes Stab anschließen.«

Soso, dachte er. Das war also der Apfel, und wie schön rot und saftig er war. Ihm war zwar bewusst, dass Richardson meinte, falls es General Howe beliebte, nicht William – doch er vertraute durchaus auf seine Fähigkeiten und glaubte fest, dass er sich als nützlich erweisen konnte.

Er hatte sich nur einige Tage in North Carolina aufgehalten, aber das reichte aus, um die Situation des Nördlichen mit der des Südlichen Departments vergleichen zu können. Die gesamte Kontinentalarmee befand sich mit Washington im Norden; im Süden schien die Rebellion aus Nestern widerspenstiger Hinterwäldler und improvisierter Milizen zu bestehen – kaum eine Bedrohung. Und was den Vergleich zwischen Sir Peter und General Howe und ihrer Bedeutung als Kommandeure betraf ...

»Ich würde gern über Euer Angebot nachdenken, wenn ich darf, Hauptmann«, sagte er und hoffte, dass man ihm den Eifer nicht anhören konnte. »Darf ich Euch meine Antwort morgen geben?«

»Gewiss. Ich denke, dass Ihr die Perspektiven mit Eurem Vater besprechen möchtet – das dürft Ihr gern tun.«

Dann wechselte der Hauptmann betont das Thema, und kurz darauf gesellten sich Lord John und Mr. Bell zu ihnen, und das Gespräch widmete sich allgemeineren Dingen.

William hörte kaum zu, denn seine Aufmerksamkeit wurde von zwei schlanken weißen Gestalten abgelenkt, die wie Gespenster vor den Büschen am Rand des Gartens weilten. Zwei weiße Spitzenhauben näherten sich einander, dann trennten sie sich wieder. Hin und wieder wandte sich einer der Köpfe offenbar spekulierend der Veranda zu.

»Und um seine Kleider losten sie«, murmelte sein Vater kopfschüttelnd.

»Wie?«

»Oh, nichts.« Sein Vater lächelte und wandte sich Hauptmann Richardson zu, der gerade etwas über das Wetter gesagt hatte.

Glühwürmchen erleuchteten den Garten und schwebten wie grüne Funken über die feuchte, üppige Vegetation hinweg. Es war schön, wieder Glühwürmchen zu sehen; in England hatten sie ihm gefehlt – genau wie diese ganz besondere Sanftheit der Luft des Südens, die ihm das Leinen an den Körper schmiegte und das Blut in seinen Fingerspitzen pulsieren ließ. Ringsum zirpten die Grillen, und einen Moment lang schien ihr Lied alles außer dem Geräusch seines Pulsschlags zu übertönen.

»Kaffee ist fertig, die Herr'n.« Die leise Stimme der Bell'schen Sklavin durchdrang dann doch sein fermentierendes Blut, und er folgte den anderen Männern. Für den Garten hatte er nur einen flüchtigen Blick übrig. Die weißen Gestalten waren verschwunden, doch ein verheißungsvoller Hauch lag in der sanften, warmen Luft.

Eine Stunde später befand er sich auf dem Rückweg zu seinem Quartier. Seine Gedanken waren angenehm verworren; sein Vater schlenderte schweigend neben ihm her.

»Hauptmann Richardson hat mir von dem Angebot erzählt, das er dir gemacht hat«, sagte Lord John beiläufig. »Reizt es dich?«

»Weiß nicht«, erwiderte William genauso beiläufig. »Natürlich würden mir meine Männer fehlen, aber ...« Mrs. Bell hatte ihn gedrängt, doch später in der Woche einmal zum Tee zu kommen.

»Im Militärleben gibt es wenig Beständigkeit«, sagte sein Vater mit einem kleinen Kopfschütteln. »Ich habe dich gewarnt.«

William grunzte zustimmend, ohne ihm jedoch richtig zuzuhören.

»Eine gute Gelegenheit, sich zu profilieren«, sagte sein Vater und fügte dann wie nebenbei hinzu, »obwohl der Vorschlag natürlich nicht ganz ungefährlich ist.«

»Was?«, spottete William. »Ein Ritt von Wilmington zum Hafen von New York? Es gibt eine Straße, fast die ganze Strecke entlang!«

»Auf der es von Kontinentaltruppen wimmelt«, mahnte ihn Lord John. »General Washingtons gesamte Armee liegt auf unserer Seite von Philadelphia, wenn die Neuigkeiten, die ich gehört habe, korrekt sind.«

William zuckte mit den Achseln.

»Richardson hat gesagt, er will mich, weil ich das Land kenne. Ich komme genauso gut ohne Straßen zurecht.«

»Bist du sicher? Du bist seit fast vier Jahren nicht mehr in Virginia gewesen.« William ärgerte sich über den skeptischen Ton dieser Worte.

»Meinst du etwa, ich bin nicht in der Lage, den Weg zu finden?«

»Nein, ganz und gar nicht«, sagte sein Vater, nach wie vor mit diesem skeptischen Unterton. »Aber dieser Vorschlag birgt ein beträchtliches *Risiko*; ich möchte nicht, dass du darauf eingehst, ohne angemessen darüber nachgedacht zu haben.«

»Nun, ich *habe* darüber nachgedacht«, sagte William verletzt. »Ich werde es tun.«

Lord John ging einige Schritte schweigend weiter, dann nickte er widerstrebend.

»Es ist deine Entscheidung, Willie«, sagte er leise. »Ich persönlich wäre jedoch froh, wenn du vorsichtig wärst.«

Williams Ärger schmolz augenblicklich dahin.

»Natürlich bin ich das«, sagte er gespielt schroff. Dann schritten sie weiter unter dem dunklen Dach der Ulmen und Erlen dahin, ohne zu reden, so dicht beieinander, dass sich hin und wieder ihre Schultern berührten.

Vor dem Gasthaus wünschte William Lord John eine gute Nacht, kehrte jedoch selbst nicht sofort in sein Quartier zurück. Stattdessen wanderte er unruhig am Kai entlang; er war noch nicht bereit zu schlafen.

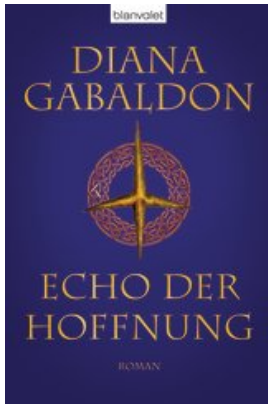
Inzwischen herrschte Ebbe, wie er sah; der Geruch nach totem Fisch und verfaulem Seetang war stärker, obwohl die Schlammböden immer noch von einer glatten Wasserfläche bedeckt waren, reglos im Licht des Viertelmondes.

Er brauchte einen Moment, um den Pfosten auszumachen. Eine Sekunde lang dachte er, er wäre verschwunden, doch nein – da war er, ein schmaler dunkler Strich vor dem schimmernden Wasser. Leer.

Der Pfosten stand nicht länger senkrecht da, sondern schräg, als sei er im Begriff umzufallen, und eine dünne Seilschleife baumelte daran und trieb auf dem sinkenden Wasserspiegel wie eine Henkersschlinge. William empfand eine Beklommenheit, die ihm durch Mark und Bein ging; es war unmöglich, dass die Flut allein die Leiche mitgenommen hatte. Man sagte, dass es hier Krokodile oder Alligatoren gab, obwohl er selbst noch kein derartiges Tier gesehen hatte. Er spähte unwillkürlich zu Boden, als könnte eines dieser Reptilien plötzlich zu seinen Füßen aus dem Wasser geschossen kommen. Die Luft war warm, doch ihn durchlief ein leiser Schauer.

Er schüttelte das Gefühl ab und wandte sich seinem Quartier zu. Ihm würden noch ein oder zwei Tage bleiben, bis er aufbrechen musste, dachte er, und er fragte sich, ob er die blauäugige Mrs. MacKenzie wohl noch einmal wiedersehen würde, bevor er abreiste.

LORD JOHN BLIEB NOCH EINEN MOMENT AUF DER VERANDA DES GASTHAUSES stehen und sah zu, wie sein Sohn unter den Bäumen im Schatten verschwand. Er hatte seine Bedenken; die ganze Angelegenheit war sehr viel hastiger arran-



Diana Gabaldon

Echo der Hoffnung

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 1024 Seiten, 15,0 x 22,7 cm
ISBN: 978-3-7645-0303-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: November 2009

Die Feder ist mächtiger als das Schwert

1777 – die Zeichen für einen Sieg der Kolonien im Unabhängigkeitskrieg gegen die Briten stehen schlecht. Nur Claire Randall, die Zeitreisende aus dem 20. Jahrhundert, und ihr geliebter Mann Jamie Fraser wissen, wie er ausgehen wird. Jamies Herz schlägt für die Aufständischen – doch sein unehelicher Sohn William kämpft in der britischen Armee ...

Jamie weigert sich, zur Waffe zu greifen, doch er will mit dem gedruckten Wort in die revolutionären Kämpfe eingreifen. Dafür braucht er seine Druckerpresse, und die steht immer noch in Edinburgh. Während es in den Straßen der Kolonien schon nach Pulverdampf riecht, macht sich Jamie bereit für eine Rückkehr in die schottischen Highlands, mit Claire an seiner Seite.

Dort scheint seine Tochter Brianna, die im Jahr 1979 lebt, in Sicherheit. Doch mysteriöse Zwischenfälle lassen sie begreifen, dass in den Highlands gefährliche Geheimnisse aus der Vergangenheit ihrer Eltern ins Licht der Gegenwart drängen ...

Der heiß ersehnte siebte Roman der Highland-Saga um Claire Randall und Jamie Fraser!

EXTRA: Farbiger Familien-Stammbaum zum Ausklappen im Schutzumschlag!